

Kindheits- und Jugenderinnerungen eines Alt-Österreichers

Von ANTON ADALBERT KLEIN (+ 1975)

Anläßlich der Vollendung meines achtzigsten Lebensjahres (1974) wurde mir von Freunden aus dem Kreise der Grazer Historiker nahegelegt, meine Kindheits- und Jugenderinnerungen, die noch in die Zeit des alten Österreich fallen und sich in der in mancher Hinsicht eigenartigen Bukowina, meiner Geburtsheimat, zutragen, niederzuschreiben. Zuerst hatte ich Bedenken, da ich befürchtete, daß mir das als Unbescheidenheit ausgelegt werden könnte, dann aber erkannte ich die günstige Gelegenheit, der fernen Geburtsheimat für viele unauslöschliche Eindrücke, die mein Wesen prägten, auf diese Weise zu danken. Dazu kommt noch ein besonderer Umstand, denn im Jahr 1975, in dem diese Zeilen gedruckt werden, sind 200 Jahre seit der Übernahme der Bukowina in die österreichische Verwaltung (1775)¹ und 100 Jahre seit der Errichtung der Czernowitzer Universität Francisco-Josephina (1875)² verflossen. Diese historischen Ereignisse bieten Gelegenheit, auf die hohen kulturellen Leistungen Alt-Österreichs in einem seiner Randgebiete hinzuweisen, die zugleich die gehässige Behauptung widerlegen, die österreichisch-ungarische Monarchie sei ein Völkerkerker gewesen.

Ich wurde am 4. Juli 1894 zu Czernowitz, in der Hauptstadt der Bukowina, dem östlichsten Kronland der ehemaligen Donaumonarchie, geboren. Dort begegneten sich Abend- und Morgenland und überschnitten einander mit ihren verschiedenen Kulturkreisen. Erst seit dem Jahre 1775, in dem Österreich dieses Land auf dem Wege friedlicher diplomatischer Verhandlungen von der Türkei gewann, überwog der Einfluß christlich-abendländischer Kultur. Die Bukowina, auch Buchenland genannt, war einst ein Teil des ehemaligen rumänischen Fürstentums Moldau gewesen und hatte unter der türkischen Herrschaft schwer gelit-

¹ R. Ka ind l, Die Erwerbung der Bukowina durch Österreich, Czernowitz 1894. — Die militärische Besetzung des Landes durch Österreich erfolgte bereits im August 1774.

² K. K a s e r, Die Gründung der k. k. Franz-Joseph-Universität in Czernowitz im Jahre 1875, Wien—Leipzig 1917; E. P r o k o p o w i t s c h, Gründung, Entwicklung und Ende der Franz-Joseph-Universität in Czernowitz, in: Schriften zur Geschichte des Deutschtums in der Bukowina, hrsg. von Herbert Mayer, Clausthal-Zellerfeld 1955.

Alle Rechte vorbehalten!

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und nach Genehmigung durch den Vereinsausschuß gestattet.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Historischer Verein für Steiermark, A-8010 Graz, Hamerlinggasse 3.

Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. h. c. Dr. Ferdinand Tremel, A-8010 Graz, Harrachgasse 1.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge tragen deren Verfasser die Verantwortung.

Druck: LEYKAM AG, A-8010 Graz, Stempfergasse 7.

Für die Mitglieder des Vereines als Jahresgabe 1975 kostenlos, im Buchhandel S 180,— inklusive 8% MwSt.

ten. Bei der österreichischen Landnahme glich sie einer menschenleeren Waldwildnis, war aber reich an ungehobenen Bodenschätzen. Was an Kulturwerten vorhanden war, hatte sich in den griechisch-orientalischen Klöstern und Kirchen im Süden des Landes erhalten und erinnerte an die Blütezeit des Fürstentums Moldau im 15. Jahrhundert. Das zahlenmäßig nicht bedeutende mittelalterliche und frühneuzeitliche Deutschtum der Moldau, hauptsächlich Kaufleute und Handwerker, hatte nicht über die beiden Städte Suczawa und Sereth hinausgereicht und war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts entweder abgewandert oder in fremdem Volkstum aufgegangen. Interessant ist die Feststellung, daß die deutschen Siedler der Moldau die letzten Ausläufer der großen deutschen Ostkolonisation des Mittelalters waren. Diese fand hier nicht nur wegen des fehlenden Nachschubs an Menschen ihr Ende, sondern auch, weil sie an einer geographischen und kulturellen Scheidelinie angelangt war.³ Das spätere Bukowiner Deutschtum war eine Frucht der österreichischen Herrschaft. Die oben genannten Klöster aus moldauischer Zeit: Moldawitza, Suczawitza, Putna, Woronetz, Humora und Dragomirna und noch einige Kirchen des Landes weisen den für dieses Grenzland typischen „Moldauschen Stil“ auf. Es ist ein Mischstil, der die byzantinische Baukunst von der aus dem Westen kommenden Gotik beeinflußt zeigt. Die Klosterkirchen wurden innen und außen mit herrlichen Fresken nach Ikonenart geschmückt. Die Fresken sind von faszinierender Schönheit und haben in den Jahrhunderten seit ihrer Entstehung wenig von ihrer Leuchtkraft verloren. Hervorzuheben sind auch die Schätze der Kleinkunst: Kirchengeräte aus Gold und Silber, Holzschnitzereien, Evangeliare und kostbare Teppiche.

Die österreichische Herrschaft in der Bukowina⁴ währte nicht einmal ganz anderthalb Jahrhunderte, aber was sie dort leistete, war eine Kultur tat ersten Ranges. Bei einer Gesamtfläche von rund 10.400 qkm zählte die Bukowina zur Zeit der österreichischen Landnahme nach vorsichtigen Schätzungen nur etwa 57.000 Bewohner. Bis 1880 aber stieg deren Zahl auf 571.000, also auf das Zehnfache, an und bis 1910 auf rund 800.000. Diese starke Bevölkerungszunahme beruhte teils auf Zuwanderung, teils auf der hohen Geburtenziffer. Angelockt wurden die Zuwanderer durch

³ H. Weczerka, Das mittelalterliche und frühneuzeitliche Deutschtum im Fürstentum Moldau, in: Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 4. Bd., München 1960.

⁴ Literatur über die Bukowina: R. F. Kaindl, Geschichte der Bukowina, 3 Teile, Czernowitz 1896–98; Derselbe, Geschichte von Czernowitz, Czernowitz 1908; Bukowina — Heimat von gestern, Karlsruhe 1956; Buchenland — 150 Jahre Deutschum in der Bukowina, hrsg. von Franz Lang, München 1961; Bukowina — Land zwischen Orient und Okzident (Bildband), hrsg. von Erich Beck, Freilassing 1963.

die verhältnismäßig günstigen bäuerlichen Untertansverhältnisse und die bis 1830/31 bestehende Rekrutierungsfreiheit. Die Vielfalt der Nationalitätengliederung in der Bukowina war ein Ergebnis der österreichischen Herrschaft. Den Grundstock der Bevölkerung bildeten im Norden des Landes die Ukrainer (Ruthenen), im Jahre 1910 waren es 38,4 Prozent der Gesamtbevölkerung, im Süden die Rumänen mit 34,4 Prozent. Die stärkste Gruppe unter den Minderheiten waren die Juden mit 12,2 Prozent, ihnen folgten die Deutschen mit 9 Prozent, die Polen mit 3,6 Prozent und die Madjaren mit 1,4 Prozent. Die übrigen Volksgruppen waren zahlenmäßig gering: Slowaken, Tschechen, die großrussischen Lipowaner, die Armenier, Zigeuner und die mit den Ukrainern verwandten Huzulen; sie verliehen aber der Bevölkerungspalette ein bunteres Aussehen.

Das Deutschum der Bukowina beruhte auf späterer Einwanderung, denn das mittelalterliche und frühneuzeitliche Deutschum des Landes war, wie bereits erwähnt, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts völlig untergegangen. Die Buchenlanddeutschen bestanden nach Herkunft, Ansiedlungsgegend und beruflicher Zugehörigkeit aus vier Gruppen, die sich vielfach urkundlich in Wiener Archiven nachweisen lassen, denn die Besiedlung erfolgte planvoll und wurde zumeist staatlich gefördert. Da sie bereits unter Kaiser Joseph II. begann, verehren die Buchenlanddeutschen diesen Herrscher sozusagen als ihren Schutzherrn. Die erste Gruppe waren südwestdeutsche Bauern und Handwerker, daher „Schwabben“ genannt, die sich hauptsächlich in den Jahren 1782 bis 1787 im fruchtbaren Hügelland zwischen Karpaten und Pruth niederließen. Ihnen folgten von 1784 bis 1809 hauptsächlich aus der oberungarischen Zips zum Erzabbau im Karpateninnern geworbene Bergleute. Die deutsch-böhmischen Glas- und Waldarbeiter im Karpatenvorland kamen in zwei Wellen, und zwar in den Jahren 1793 bis 1817 und 1835 bis 1850 ins Land. Das bürgerliche Element in den Städten mit seinen vielseitigen Berufszweigen bekam ständig Zuzug, hielt sich aber in engen Grenzen, das beweist der geringe Prozentsatz der Deutschen im Lande, die aber durch ihre Bildung eine über ihre Kopfzahl weit hinausreichende Rolle spielten. In der Verwaltung, die ausgezeichnet funktionierte, wurden vielfach junge fähige Kräfte, die aus dem Westen der Monarchie kamen, verwendet, sie verdienten sich in der Bukowina die „Sporen“.

Auch meine Vorfahren waren in die Bukowina eingewandert. Der Großvater väterlicherseits, Adolf Klein, Beamter beim Landrecht in Czernowitz, kam aus Spachendorf in Österreichisch-Schlesien. Seine Frau Ludwika Kübl (Kiebel), die er in Czernowitz ehelichte, hatte er sich aus Brünn in Mähren geholt. Die Vorfahren und Verwandten dieser meiner

Großeltern sind durchwegs Handwerker und Berufssoldaten gewesen. Dem Großvater Adolf war als erstem der Sprung in den heißersehnten Beamtenstand gelungen. Der Vater meiner Mutter, Eduard Wampach, war zu Stryj in Galizien geboren und soll von einer lothringischen Emigrantenfamilie abstammen, Näheres war aber nicht zu erfahren. Er vermählte sich mit der in Czernowitz geborenen Regina Barbara Balaban, einer Tochter des Mauritius Balaban und der Karoline geborenen Flintenstein (arisch). Es gelang ihm, in Czernowitz eine Lederfabrik zu errichten, aber beim Übergang vom handwerklichen zum maschinellen Betrieb ging sie ein. Die kinderreiche Familie hatte daran schwer zu tragen. Mein Vater, der am 10. März 1861 zu Czernowitz geborene Anton Adalbert Klein, Sohn Adolfs, heiratete am 15. Oktober 1885 zu Czernowitz die am 20. Juli 1867 zu Czernowitz geborene Tochter Eugenie Emilie des Eduard und der Regina Barbara Wampach.

Mein Großvater Adolf Klein hatte vier Kinder und war darauf bedacht, ihnen eine gute Ausbildung zu gewähren. So ließ er meinen Vater, der vielseitig begabt war, das I. Staatsgymnasium in Czernowitz besuchen. Aber der Großvater starb früh, und mein Vater konnte, da sich die Familie einschränken mußte, das Mittelschulstudium zu seinem großen Leidwesen nicht bis zur Reifeprüfung fortsetzen. Er wurde k. k. Postbeamter und brachte es bis zum Postoberkontrollor und Abteilungsvorstand bei der Hauptpost in Czernowitz. Der Beamtenstolz war in meiner Familie — wie damals fast allgemein — stark ausgeprägt. Meine Mutter bezeichnete den Vater, der an seiner Amtsuniform einen Goldkragen trug, stolz einen „Goldkrägler“. Da die Lebensverhältnisse in der damaligen Bukowina günstig waren, hatte die Familie ein gutes Auskommen. Dem Vater, der über eine schöne Handschrift („er schrieb wie gestochen“) und über einen guten Stil verfügte, gelang es überdies, zu einem Nebenverdienst zu kommen, den er für seine verschiedenen Hobbys verwendete. Er war vor allem Naturaliensammler und legte eine nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnete Sammlung von Schmetterlingen, Käfern, Vögeleiern, Herbarien, Mineralien an, bei seinem Sammel-eifer sammelte er auch Münzen und Briefmarken. Als Naturfreund unternahm er regelmäßig Spaziergänge und Ausflüge in die benachbarten öffentlichen Gärten und Wälder, auf denen ich ihn gern begleitete. Er verstand es vortrefflich, mich für seine Hobbys zu interessieren und zum Mittun zu gewinnen. Er, der selbst gern Gymnasialprofessor geworden wäre und dem das ersehnte akademische Studium aus finanziellen Gründen versagt blieb, wollte aus mir einen Gymnasialprofessor machen. Als Vorbild wurde mir mein Onkel Aurel Kiebel, Gymnasialprofessor in Mies in Böhmen (westlich von Pilsen), vor Augen gehalten. Da der Erstgebo-

rene in der Familie schon im frühesten Kindesalter gestorben war, wurde ich Zweitgeborener als „Kronprinz“ angesehen und dementsprechend behandelt, wollte doch mein Vater seine nicht erfüllten Lebenserwartungen in mir erfüllt sehen. Mir kam das insofern zugute, daß meine Erziehung und Ausbildung besonders sorgfältig war. Ich hatte noch eine um einige Jahre ältere Schwester (Elvire) und einen jüngeren Bruder (Friedrich).

In meinen Kindheitserinnerungen spiegelt sich das gesellschaftliche und kulturelle Leben der Bukowina von damals wider. Wir wohnten auf dem Ferdinandsplatz in Czernowitz in einem großen Häuserkomplex mit riesigen Höfen und mehreren Gärten, der einem einzigen Besitzer gehörte und mir zum Herumtollen freistand. Ich war ein wilder Knabe, zwar kleingewachsen und schwächlich, galt aber als Anführer der Horde meiner Altersgenossen. Mancher Lausbubenstreich aus jener Zeit ist mir noch in guter Erinnerung. Unserer Wohnung auf dem Ferdinandsplatz lag direkt gegenüber die damalige schöne, im neugotischen Stil erbaute (deutsche) Jesuitenkirche, in die mich meine tiefgläubige Mutter zum Sonntagsgottesdienst führte. Schräg gegenüber unserer Wohnung war eine Kaserne, die dort ein- und ausgehenden Soldaten erregten selbstverständlich mein besonderes Interesse. Sehr gut in Erinnerung habe ich die überaus schneereichen Karpatenwinter, die mit ihrer gleichmäßig anhaltenden großen Kälte in mir ein wohliges Gefühl weckten. Der Holzreichtum des Landes ermöglichte selbst in der ärmsten Hütte eine genügende Heizung. Eine in der Bukowina weit verbreitete Sage berichtet von der Frau Holle des Ostens, der Baba Jeudocha. Diese Fabelgestalt stellt ein altes Weib dar, das, den Winter symbolisierend, auf den höchsten Berggipfeln der Karpaten seinen Sitz hat. Die Baba Jeudocha trägt der großen Kälte wegen zwölf Pelze, von denen sie den ersten beim herannahenden Frühling, an ihrem Namenstag (1. März nach dem griechisch-orientalischen Kalender), abwirft. Die weiteren folgen alle drei, sechs oder zwölf Tage bis zur Tag- und Nachtgleiche in Form von heftigen Schneefällen. Noch als Schüler des Obergymnasiums mußte ich mich am Morgen schneereicher Tage schwer durch die Schneemassen zur Schule hindurchkämpfen.

Als ich das schulpflichtige Alter erreichte, machten sich meine Eltern bei meiner körperlichen Zartheit Gedanken, wie ich der Schulpflicht nachkommen solle. Da fand sich eine ungewöhnliche Lösung. Meine um vieles ältere Schwester Elvire besuchte eine private „Höhere Töchterschule“ und übernahm jetzt meine Betreuung, als ich dort als einziger Knabe eingeschrieben wurde. Ich fühlte mich zuerst unter den vielen Mädchen nicht wohl, gewöhnte mich aber bald daran. Später empfand ich es dank-

bar, daß ich dort einen besonders gediegenen Einzelunterricht in den Elementarfächern erhalten habe. Als ich aber in die zweite Klasse aufsteigen sollte, blieb mir die öffentliche Schule nicht erspart, und ich wurde in die deutsche Schule in der Siebenbürger Straße eingeschrieben. Sie wurde, wie es in der Bukowina üblich war, von Kindern verschiedener Nationalität besucht, aber ihr deutscher Charakter war unbestritten. Wir hatten dort tüchtige, wohlwollende Lehrer, die uns ein gediegenes Wissen beibrachten, aber dabei auch die Erziehung nicht vernachlässigten. Nach dieser guten Vorbereitung konnte mein Vater daran denken, mich in die Mittelschule zu schicken. Es kam das I. (deutsche) Staatsgymnasium in Betracht, das auch mein Vater besucht hatte. Im Jahre 1808 gegründet, beging die Anstalt während meiner dortigen Studienzeit die Feier ihres 100jährigen Bestandes. Als im Jahre 1808 die erste Klasse errichtet wurde, hatte diese 24 Schüler, und zwar 8 Deutsche, 10 Rumänen, 3 Polen, 1 Armenier, 1 Ruthenen (Ukrainer) und 1 unbekannter Nationalität. Der erste Schüler mosaischen Glaubens trat erst im Jahre 1820 in die Anstalt ein. Ursprünglich mit 5 Klassen und einem zweijährigen philosophischen Lehrkurs gegründet, machte die Anstalt ständig eine weitere Entwicklung durch. Einschneidende Veränderungen traten vor allem nach dem Revolutionsjahr 1848 durch das neue Gymnasialorganisationsgesetz ein. Der philosophische Lehrkurs wurde aufgelassen und die Schule zu einer achtklassigen Anstalt erweitert. Auch die Maturitätsprüfung nach Beendigung des Studiums der Schüler wurde eingeführt. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Anstalt begann auch insofern, als einem lang gehegten Wunsch der Rumänen Rechnung getragen wurde und eine Lehrkanzel für rumänische Sprache und Literatur errichtet wurde. Die erste Blüte erlebte die Anstalt, als im Jahre 1859 der Professor am Theresianum in Wien, Stefan Wolf, der im ganzen Reichsgebiet als Schulfachmann bekannt war, zu ihrem Direktor ernannt wurde. Das I. Staatsgymnasium in Czernowitz entwickelte sich unter seiner 28jährigen Leitung zu einer allgemein anerkannten Musteranstalt. In den Jahren 1892 bis 1894 wirkte Dr. Karl Tumlirz, Verfasser weitverbreiteter deutscher Sprachlehrbücher, und auch durch seine spätere Tätigkeit als Landeschulinspektor in Graz bekannt, als Direktor an der Anstalt. Der erste gebürtige Bukowiner, der diesen Posten bekleidete, war Heinrich Klauser (1895 bis 1909). Unter ihm und seinem Nachfolger Karl Wolf (1909 bis 1918) war ich Schüler der Anstalt.

Nach der Achtundvierzigerrevolution stieg die Zahl der Schüler der Anstalt stark an. Zu deren Entlastung wurde zu Beginn des Schuljahres 1896/97 ein selbstständiges Untergymnasium gegründet, aus dem später das II. Staatsgymnasium für die Ukrainer (Ruthenen) hervorging. Ihm

folgte 1906 die Gründung des III. Staatsgymnasiums für die Rumänen. Selbstverständlich kam es allgemein auch zur Errichtung höherer Schulen in den größeren Landstädten. Diese Fürsorge für die höhere Bildung der Nationalitäten des Landes hing mit der gesamten Nationalitätenpolitik in der Bukowina zusammen und war eine besondere Eigenart dieses Kronlandes. Bevor ich auf diese selbst eingehe, möchte ich noch eine kurze Rückschau auf meine Gymnasialzeit halten. Ich hatte das Glück, größtenteils hervorragende Lehrer zu haben. Besonders gediegen war, dem humanistischen Gesamtcharakter der Schule entsprechend, der Unterricht in den klassischen Sprachen. Breiten Raum nahm in diesen der Realienunterricht ein, der mich bei meinem starken historischen Interesse besonders ansprach. Ganz hervorragend war der Deutschunterricht, den viele Jahre der Professor Dr. Hermann Rump leitete. Dieser verband mit dem Deutschunterricht eine Einführung in die Kunstgeschichte, wodurch sich zusammen mit dem Unterricht in den klassischen Sprachen bei den Schülern ein geschlossenes Bild humanistischer Bildung ergab. Zu erwähnen wäre auch, daß ich auf Veranlassung meines Vaters am Unterricht im Freifach „Rumänisch“ teilnahm. Da ich als Untergymnasiast die Sommerferien bei meiner Tante, die Postmeisterin in dem ruthenischen Dorf Mamajestie (nördlich von Czernowitz) war, verbrachte, lernte ich auch die Verständigung in der ukrainischen Sprache kennen — leider habe ich diese Sprachkenntnisse später wegen mangelnder Übung verlernt. Der Aufenthalt auf dem flachen Land ließ mich Land und Leute näher kennenlernen. Ich habe diese Wochen und Monate als eine Zeit glücklicher, ungebundener Jugend in guter Erinnerung.

Einen wichtigen Einschnitt in diesen Jahren bildete eine Schülerreise, die ich unter der Führung des Religionsprofessors Dr. Leopold Schweiger als Sechzehnjähriger unternahm. Es ging mit der Eisenbahn über Budapest nach Fiume und von dort mit dem Schiff nach Ancona, dann wieder mit der Eisenbahn nach Florenz, Rom, Neapel und schließlich nach Capri. Viele wichtige historische Stätten und industrielle Anlagen wurden besichtigt. Man kann sich schwer vorstellen, was diese Erlebnisse zu einer Zeit, da weite Reisen noch nicht wie heute selbstverständlich waren, für mich bedeuteten, der ich, um mit dem Schriftsteller Karl Emil Franzos zu sprechen, von den Weiten „Halbasiens“ kam und auf einmal mitten in das Herz des Abendlandes versetzt war. Damals wurde endgültig der Grund zu meinem großen historischen Interesse gelegt. Geschichte erschien mir nun als etwas Sinnvolles, und das färbte auch auf meine Reifeprüfung ab. Denn als ich bei der schriftlichen Reifeprüfung aus Deutsch unter anderem einen Ausspruch Fichtes zu behandeln hatte und den Gedanken der Macht der Ideen an Beispielen aus der Geschichte zu

entwickeln trachtete, gelang mir die beste Deutscharbeit in der Klasse zu schreiben und unbeabsichtigt das Interesse der ganzen Prüfungskommission auf mich zu lenken. Die Prüfung wurde dadurch für mich eine Spielerei, und die „Reife mit Auszeichnung“ fiel mir wie von selbst in den Schoß. Am 1. Juli 1912 erhielt ich das Reifeprüfungszeugnis.

In die Jahre meiner Gymnasialzeit fiel die gesetzliche Regelung des Nationalitätenproblems in der Bukowina⁵ und die dadurch bedingte Neuordnung des Bukowiner Schulwesens, beides Marksteine in der Nationalitätenpolitik der Habsburger Monarchie. Schon das Reichsvolksschulgesetz vom Jahre 1869 hatte für die Bukowina eine Reihe von Sonderbestimmungen gebracht und den Aufbau eines reich gegliederten Schulwesens, das auf die kulturelle Eigenart und Entfaltung aller Nationalitäten im Lande weitgehend Rücksicht nahm, ermöglicht. Seit 1808 gab es, wie schon erwähnt, ein deutsches Gymnasium (I. Staatsgymnasium) in Czernowitz. Im Laufe der Zeit wurden dort auch ein rumänisches und ein ukrainisches errichtet. In das Jahr 1870 fiel die Gründung der staatlichen Lehrerbildungsanstalt und in das Jahr 1872 die der Lehrerinnenbildungsanstalt in Czernowitz. Ihre Unterrichtssprache war deutsch, sie wurden aber von Schülern und Schülerinnen ohne Unterschied der Nationalität besucht. Durch eine kaiserliche Entschliebung vom Jahre 1909 wurden beide Anstalten in der Weise umgestaltet, daß eine deutsche Stammabteilung und rumänische und ukrainische Parallelklassen geschaffen wurden, die unter einem gemeinsamen Direktor standen, dem aber je ein deutscher, rumänischer und ukrainischer Koadjutor beigegeben waren. Es würde zu weit führen, wollte ich auch auf die Errichtung weiterer höherer Schulen und ebenso auf die der verschiedenen Fachschulen eingehen.

Als am Beginn unseres Jahrhunderts von den Vertretern der Nationalitäten eine Gliederung der obersten Schulaufsicht des Landes nach nationalen Gesichtspunkten verlangt wurde, entsprach dem ein kaiserlicher Erlaß vom 13. August 1906, und es wurden je ein Landesschulinspektor für die deutschen, rumänischen und ukrainischen Schulen ernannt. Mit der Inspektion der polnischen Schulen wurde ein dem Landeschulrat zugeteilter Professor betraut. Die Körperschaft des Landeschulrates aber hatte 1914 folgende Zusammensetzung: 4 Deutsche, 3 Rumänen, 2 Ukrainer und 1 Jude. Im gleichen Jahr wies die Bukowina folgende Bezirksschulinspektoren auf: Beim Stadtschulrat in Czernowitz je

1 deutschen, rumänischen, ukrainischen und polnischen Stadtschulinspektor, dann in den Bezirken 5 deutsche, 7 rumänische, 9 ukrainische, 2 polnische und 1 ungarischen Bezirksschulinspektor. Dabei ist hervorzuheben, daß es in der Bukowina nur ganz wenige madjarische Dörfer gab.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die österreichische Regierung das Bukowiner Schulwesen wirklich großzügig im Sinne der freien Entfaltung der nationalen Volkskulturen förderte. Durch die Landesgesetze vom 26. Mai 1910 aber wurde die ganze Nationalitätenpolitik des Landes nach dem Vorbild des mährischen Ausgleichs auf neue gesetzliche Grundlagen gestellt. So kam durch die Volksvertreter im Landtag ein nationaler Ausgleich im Sinne einer nationalen Personalautonomie zustande. Die Landesordnung wurde wesentlich geändert und eine neue Landeswahlordnung beschlossen. Der Bukowiner Ausgleich organisierte das Land in 4 Nationen — Deutsche, Rumänen, Ukrainer und Polen — und eine religiöse Gemeinschaft: die Juden, und schuf 6 Kurien (2 Großgrundbesitzerkurien, von denen eine im Sinne der bestehenden Verhältnisse polnischen Charakter hatte, je 1 deutsche, rumänische, ukrainische und jüdische Kurie). Die Wählerschaft wurde in nationale Wählerklassen eingeteilt, deren Mitglieder in getrennten Wählerlisten eingetragen wurden. Das war der erste Schritt zu einer aktiven Teilnahme der Nationalitäten an der gesetzlichen Willensbildung auf Landesebene. Gleichzeitig wurde auch der Gebrauch der Sprachen und die Organisation der Schulaufsicht gesetzlich geregelt. „Trotz der verwickelten Siedlungsverhältnisse einzelner Nationen, trotz der nicht geringen Rivalität der Ukrainer und Rumänen besonders in der kirchlichen orthodoxen Autonomie fungierten die autonomen Organe in der kurzen, ihnen beschiedenen Zeit verhältnismäßig gut, und der Ausgleich führte eine Befriedung der Nationen untereinander herbei“ (Wierer). Der nationale Ausgleich zwischen den ethnischen Gruppen der Bukowina, dem national uneinheitlichsten Kronland Österreichs, war nicht das Ergebnis der staatsmännischen Weisheit irgendeines Reformers, sondern „entsprang zum großen Teil den besonderen Verhältnissen eines Bodens, der sich viel fruchtbarer für die Entwicklung nationaler Toleranz erwies als der anderer Länder mit nur scheinbar einfacher lösbaren nationalen Verhältnissen“. Die Chance für eine glücklichere Lösung der nationalen Frage lag darin, daß die Bukowina keine absolute nationale Mehrheit besaß. Dieser günstige Umstand in der Entwicklung der nationalen Frage in der Bukowina wirkte sich tatsächlich aber schon lange vor der Reform der Kronlandsverfassung im Jahre 1910 aus!

Diese großen politischen und sozialen Veränderungen in meinem Geburtsland blieben selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf mein Den-

⁵ R. Wierer, Der Föderalismus im Donauraum, in: Schriftenreihe des Forschungsinstituts für den Donauraum, Graz—Köln 1960; R. A. K a n n, Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie, 2 Bd., Graz—Köln 1964.

ken und ließen mich politisch reifen. Auch die historischen und geographischen Verhältnisse meiner Umwelt regten mich immer wieder zum Nachdenken und zur Vertiefung meiner Kenntnisse in dieser Beziehung an.

Als ich die Mittelschule verließ, war meine Berufswahl schon längst getroffen. Ich war bereit, den Wunsch meines Vaters zu erfüllen und Mittelschullehrer zu werden. Auch die Wahl der Fächer stand schon fest. Es waren Geschichte und Geographie, deren Probleme mich täglich umgaben. Meine Vorliebe für die deutsche Literatur, für die ich in den letzten Jahren einen immer wachsenden Eifer gezeigt hatte, ließ mich „Deutsch“ als drittes Fach wählen. Ich überschritt die Schwelle der Universität mit einem heiligen Eifer, mit festen Absichten und großen Erwartungen, die später nicht enttäuscht wurden.

Eigenartig wie die Geschichte des niederen und mittleren Schulwesens in der Bukowina war auch die Gründung der Czernowitzer Universität als einer deutschen Hochschule, aber mit besonderen nationalen Einrichtungen. Die Gründung erfolgte im Jahre 1875, hundert Jahre nach der Landnahme durch Österreich. Sie fiel in eine Zeit, in der die Stellung des Deutschtums in der Donaumonarchie bereits erschüttert war. Der eifrigste Verfechter der Universitätsgründung war der Bukowiner rumänische Reichsrats- und Landtagsabgeordnete Dr. Constantin Tomaszczuk. Die politischen Vertreter aller Nationalitäten im Lande unterstützten seine Forderung. Denkwürdig ist die Begründung, mit der Tomaszczuk diese vertrat. „Deutsche Wissenschaft“, betonte er, „hat Anspruch auf Universalität. Und nur, weil die deutsche Bildung eine universale Bedeutung hat, streben auch die nichtdeutschen Söhne der Bukowina die deutsche Universität an.“ Bei der Universitätsgründung wurden die kulturellen Bedürfnisse der beiden großen Volksgruppen des Landes auch insofern berücksichtigt, daß Lehrstühle für die rumänische und ukrainische Sprache und Literatur geschaffen wurden und die bisherige griechisch-orientalische Theologische Lehranstalt in die Theologische Fakultät der Universität umgewandelt wurde. An ihr galt zwar die deutsche Sprache als ordentliche Vortragssprache wie an der Philosophischen und Juridischen Fakultät (eine Medizinische Fakultät war nicht vorgesehen), aber für die praktische Theologie, wie die Pastoraltheologie, Homiletik und Liturgik, waren auch Rumänisch und Ukrainisch als Vortragssprachen vorgesehen. Die Nichtdeutschen der Bukowina, die mit ihrem Dutzend Nationalitäten ein Österreich im kleinen war, erkannten, daß sie durch die Beherrschung der deutschen Sprache Zutritt zu den Quellen abendländischer Kultur gewannen. So kam es, daß, trotzdem der Anteil der Buchenlanddeutschen an der Gesamtbevölkerung nur etwa 9 Prozent betrug, im Bukowiner

Landtag vielfach deutsch verhandelt wurde. Die deutsche Sprache war auch die vorherrschende Verkehrssprache im Lande, ebenso wurde sie in Ämtern und Schulen vorwiegend gebracht. Die Universität aber trug dazu bei, daß sich so etwas wie eine „Bukowiner Kulturnation“ herausbildete, in der volkliche Unterschiede keinen Gegensatz, sondern eine natürliche bereichernde Vielfalt darstellten, während sonst in der Donaumonarchie der nationale Kampf schon längst entbrannt war.

Die Czernowitzer Universität wies im Laufe der Zeit viele bedeutende Gelehrte auf, die ihr aber vielfach durch ehrenvolle Berufungen verloren gingen. Die Fächer, die ich zum Studium gewählt hatte, waren bei meinem Eintritt in die Universität durch hervorragende Gelehrte vertreten. So verkörperte Herzberg-Fränkell den Typ des vergeistigten, nach Wahrheit, Erkenntnis und Vermittlung von Bildung strebenden Lehrers. Das spiegelte seine Inaugurationsrede über „Moderne Geschichtsauffassung“ wider. Die alte Geschichte war durch Johannes Kromayer, den erfolgreichen Erforscher antiker Schlachtfelder, vertreten. Er lehrte über ein Jahrzehnt an der Francisco-Josephina und wurde dann nach Leipzig berufen. Den nachhaltigsten Einfluß übte auf mich Raimund Friedrich Kaindl, Professor für österreichische Geschichte, aus. Seine Forschungen zur Landesgeschichte der Bukowina gaben mir die Antwort auf manche Frage, die mich damals bewegte. Seine dreibändige „Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern“ weitete meinen Blick über den ganzen Karpatenraum und darüber hinaus. Kaindl pflegte ein persönliches Verhältnis zu seinen Hörern. So zog er auch mich in seinen Bann. Er übertrug mir Aufgaben in der Seminarbücherei und erwies mir Gastfreundschaft in seinem Hause.⁶ Die ältere deutsche Sprache und Literatur war durch Oswald von Zingerle, den Sproß einer alten Tiroler Gelehrtenfamilie, vertreten. Meiner Vorliebe für neuere deutsche Literatur kam Wilhelm Kosch, ein Sudetendeutscher, der 1911 aus Freiburg in der Schweiz nach Czernowitz berufen worden war, entgegen. Kosch, ein bedeutender Eichendorff-Forscher, pflegte vor allem die Werke der „Romantischen Schule“, aber sein Interesse galt auch schon früh der deutschen Gesamtliteratur, wovon mehrere von ihm verfaßte Literaturlexika zeugen. Auch Kosch pflegte zu seinen Hörern persönliche Beziehungen und weckte bei ihnen großes bibliophiles Interesse. Er war ein Meister des gepflegten Stils und trat erfolgreich für eine Sprachkultur ein. Der Geograph der Universität war August von Böhm, der Erforscher der Alpen, dessen

⁶ Meinem verehrten ehemaligen akademischen Lehrer widmete ich anlässlich seines 100. Geburtstages eine Würdigung in der „Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark“ (= ZHVSt.), LVII. Jg. (1966); s. auch Österr. Biograph. Lexikon 1815–1950, hrsg. von der Österr. Akademie der Wissenschaften, 12. Lief. (1962).

Steckenpferd aber die Mathematische Geographie war. Dieser Neigung folgten die mehr schönggeistig Ausgerichteten unter seinen Hörern zwar mit Ehrfurcht, aber mit Abstand. Die Fächer Philosophie und Pädagogik wurden von Richard Wahle, einem Vertreter des Positivismus, betreut. Sein mit Sarkasmus gewürzter Scharfsinn ist mir noch in guter Erinnerung. Seine Hörer konnten unter seiner Anleitung sehr gut logisches Denken lernen; aber da mein Interesse vor allem der deutschen idealistischen Philosophie galt, fühlte ich mich von ihm bei aller Bewunderung nicht angesprochen. Vier meiner Studiensemester vergingen wie im Flug, und es kam der Sommer 1914. Er war schön und in den Junitagen sehr heiß. Manche meiner Kollegen trafen schon Vorbereitungen für die Ferien. Ich hatte die Absicht, diese mit Studium zu verbringen, und hatte mir zu diesem Zweck ein Thema für eine Seminararbeit aus Geschichte und eines für eine Seminararbeit aus Deutsch stellen lassen. Als ich soeben dabei war, die Literatur für beide zusammenzutragen, krachten am 28. Juni die Schüsse in Sarajevo. Schon während der Annexionskrise 1908/09 hatte die Nähe der russischen Grenze in der Bukowina eine nervöse Stimmung unter der Bevölkerung erzeugt. Noch in höherem Maß war das in den Wochen zwischen dem Attentat von Sarajevo und dem tatsächlichen Kriegsausbruch, also zwischen dem 28. Juni und dem 28. Juli, der Fall.⁷ Was sich damals zwischen den europäischen Kabinetten abspielte, blieb der Masse verborgen, sie sah nur das Nächstliegende, glaubte aber nicht an einen europäischen Krieg großen Ausmaßes. Man hielt eine Strafexpedition gegen Serbien für wahrscheinlich und gönnte diesem eine Niederlage. Deshalb kam es auch in Czernowitz wie in ganz Österreich zu Protestkundgebungen, insbesondere der Jugend, gegen Serbien, das den Thronfolgermord gefördert hatte. An diesen beteiligten sich Angehörige aller Nationalitäten. Daß manche selbst vor Kriegsparolen nicht zurückschreckten, zeigt, daß dort Generationen einen Krieg nicht direkt erlebt hatten. Während die Bukowiner Bevölkerung zunächst hoffte, daß die Kriegshandlungen auf Serbien beschränkt bleiben, wurde es in der Julikrise 1914⁸ immer klarer, daß es vor allem auf die Haltung Rußlands ankam und daß der Eintritt des Zarenreiches in den Krieg die Entscheidung der übrigen Großmächte bestimmen werde.

Als die österreichisch-ungarische Monarchie am 28. Juli die schwerwiegende Entscheidung traf, indem sie an Serbien den Krieg erklärte,

⁷ A. A. Klein, So erlebte ich den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: „Südböhmischer Tagespost“ (Graz) vom 26. Juli 1969.

⁸ Derselbe, Die Julikrise 1914 nach dem jüngsten Stand der Forschung, in: ZHVSt., LVII. Jg. (1966); Derselbe, War Österreich-Ungarn zum Untergang bestimmt? in: ZHVSt., LXI. Jg. (1970).

kam der Stein ins Rollen. Da geriet alles, was darauffolgte, unter das Gesetz der Zwangsläufigkeit. Bei der Automatik der damaligen Bündnisverflechtungen blieben alle Versuche einer Vermittlung stecken, trotzdem keiner der beteiligten Staatsmänner einen allgemeinen Krieg wünschte. So konnte es kommen, daß im herrlichen Hochsommer 1914 das große Unheil über die Menschheit hereinbrach und sie in ein Meer von Blut und Tränen stürzte.

Wie auf politisch-diplomatischem Gebiet entwickelten sich auch auf militärisch-kriegerischem die Zustände ganz anders, als vorher allgemein angenommen worden war. Denn der deutsche Generalstab eröffnete den Krieg gegen Rußland, das den widerspenstigen Kriegstreiber Serbien unterstützte, mit einem Angriff auf das neutrale Belgien und gegen Frankreich. Er hatte keinen anderen Aufmarschplan als den sogenannten Schlieffenplan, der 1905 entworfen worden war, als man einen Konflikt mit Frankreich wegen Marokko, aber keinen mit Rußland wegen Serbien hatte. Jahrzehntelange Forschungen aller Nationen lassen uns heute die Probleme von damals in einem anderen Licht sehen! In der trügerischen Hoffnung, den Krieg gegen Frankreich rasch zu beenden, warf die deutsche Heeresleitung zu Beginn fast ihre ganze Streitmacht nach dem Westen, während es Österreich-Ungarn vorbehalten blieb, die russische Dampfwalze zum Stehen zu bringen und außerdem Serbien in Schach zu halten. Das ging aber bei weitem über die Kraft der Donaumonarchie! Die russische Heeresleitung setzte mehr als die Hälfte ihrer Divisionen gegen Österreich-Ungarn ein, das durch einen Vorstoß starker Kräfte nach Galizien und Kongreßpolen dem Deutschen Reich den kriegsentscheidenden Angriff auf Frankreich erleichtern wollte. Das aber zwang General Conrad von Hötzendorf zur Verkürzung der österreichisch-ungarischen Front und zur Preisgabe der Bukowina. Am 30. August 1914 ordnete das Armeeoberkommando ihre Räumung an. Die Pruthbrücken bei Czernowitz wurden gesprengt, und die Landesregierung verlegte ihren Amtssitz nach Dornawatra im südlichen Buchenland. Am 2. September wurde Czernowitz von den Russen besetzt. Was aber hatte sich dort im August noch zugetragen? Meine Aufmerksamkeit als Student richtete ich begreiflicherweise in erster Linie auf die Universität. Ihre Geschäfte führte um diese Zeit — es waren ja Ferien — Professor Kaindl als Prorektor. Im Sinne eines Aufrufs des Unterrichtsministeriums forderte er am 1. August die akademische Jugend auf, sich freiwillig in den Dienst des Vaterlandes zu Hilfsdiensten zu stellen. Da in Wien eine deutsche akademische Legion aufgestellt werden sollte, richtete er an sie auch den flammenden Appell, dieser beizutreten. Der Prorektor sorgte aber auch für die Bergung wichtiger Amtsschriften und anderer wertvoller Ob-

jekte der Universität, wobei er die in Czernowitz verbliebenen Professoren, Assistenten und Beamten zu Rate zog. Er war auch bestrebt zu erreichen, daß die Universitätsgebäude nicht durch zweckwidrige Verwendung Schaden leiden. Allgemein herrschte die Überzeugung, daß der Krieg nur kurze Zeit dauern könne, da man eine allgemeine rasche Erschöpfung aller Beteiligten annahm. Die zu den Waffen eilten, verabschiedeten sich von ihren Verwandten und Freunden zumeist mit den Worten: „Zu Weihnachten sehen wir einander wieder!“ Trotz der für die Mittelmächte ungünstigen Kriegslage glaubte jeder an den endgültigen Sieg unserer Waffen, deshalb wurden auch alle Opfer willig getragen. Es war wirklich eine große Zeit, weil sie wahres Menschentum über alle nationalen und konfessionellen Unterschiede hinweg in seiner ganzen Größe zeigte!

Der Einzug der Russen mit der 71. Reservedivision in Czernowitz am 2. September vollzog sich mit großem Gepränge. Es war ein farbenprächtiges Bild, das vor allem die zahlenmäßig starke Reitertruppe bot, mochte es auch dem österreichischen Patrioten ans Herz greifen. Wenige Tage später zog diese Division weiter, um in die große Schlacht um Lemberg einzugreifen, und wurde durch eine neue Besatzung ersetzt. Die wechselnde Kriegslage bewirkte, daß die Russen schon am 21. Oktober wieder zum Abzug gezwungen waren, aber am 26. November die Bukowiner Hauptstadt und dann noch weitere Landesteile besetzten. Das Hin- und Herschwanken der Front in der Bukowina wird man verstehen, wenn man bedenkt, daß das Land am äußersten Südflügel der österreichisch-ungarischen-russischen Kampffront lag und sehr schwach mit Truppen besetzt war. Der Krieg in der Bukowina war insbesondere an seinem Beginn ein „Krieg ohne Heer“.

Während der ersten Besetzung von Czernowitz durch die Russen im September—Oktober hatte ich mich auf Wunsch meines Vaters bei Bekannten verborgen gehalten, weil der Vater befürchtet hatte, die Russen könnten mich zum Militärdienst verschleppen. Ich selbst teilte diese Befürchtung nicht, weil ich der Auffassung war, daß die russischen Mannschaftsreserven damals noch unerschöpflich seien. Im übrigen hatte ich mich noch im August vor einer österreichischen Assentierungskommission freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet, war aber nicht angenommen worden. Knapp bevor die Russen am 26. November Czernowitz zum zweiten Male besetzten, beschlossen meine Eltern zu flüchten. Dazu bot sich eine günstige Gelegenheit, da meine Tante, die Postmeisterin aus Mama-jestie, einen Bauernschlitten für die Flucht zur Verfügung stellte. Mein Vater war sterbenskrank, und eine solche Flucht mitten im strengen Karpatenwinter bedeutete den sicheren Tod. Aber der Vater war von diesem Plan nicht abzubringen, sicherlich trieb ihn die Sorge um mich dazu. So

packten wir die notwendigsten Habseligkeiten und machten uns auf den Weg, zunächst nach Dornawatra im äußersten Süden der Bukowina. Wir fuhren in Etappen, weil es bitter kalt war, und vor allem aus Rücksicht auf den kranken Vater. Mir als dem Erstgeborenen fiel es zu, die Bauernpferde, die den Schlitten zogen, anzutreiben. In Dornawatra angekommen — die Russen waren nicht gar weit hinter uns —, machten wir Halt und warteten das Weitere ab. Da sich die Kriegslage Anfang Jänner 1915 weiter verschlechterte, wurde beschlossen, den nächsten Eisenbahnananschluß in Siebenbürgen zu erreichen, um zu trachten, nach Wien zu kommen. Wieder stand uns nur ein einfacher Bauernschlitten zur Verfügung, mit dem wir den Kamm der Karpaten überqueren mußten, denn damals war an dieser Stelle und im weiten Umkreis noch keine Eisenbahnverbindung vorhanden. Schon in Siebenbürgen beziehungsweise dann in Ungarn selbst versuchte man den Flüchtlingsstrom von der Fahrt zur Reichshauptstadt, die damals aus allen Weltgegenden überschwemmt wurde, zurückzuhalten. Aber die Flüchtlinge, auch wir, ließen sich nicht aufhalten — und die Madjaren waren nicht daran interessiert, die Fremden in ihrem Land zurückzubehalten. So gelangten wir schließlich nach Wien und kamen zunächst in einem Hotel unter. Da man dort einen Sterbenden, meinen armen Vater, nicht behalten wollte, verhalf man uns zu einem Zimmer bei Privaten, wo mein Vater am 16. Jänner 1915 starb. So war ich mit zwanzig Jahren sozusagen Familienoberhaupt geworden, denn meine Mutter überließ mir die Führung, und mein Bruder Fritz war noch sehr jung, meine Schwester Elvire hatte schon vor Jahren geheiratet.

Wir suchten uns zunächst eine schöne Wohnung, dann schulte ich den Bruder in das Sophien-Gymnasium ein, und schließlich inskribierte ich selbst an der Universität. Ich konnte dadurch das Wintersemester, mein fünftes Studiensemester, retten.

Ich besuchte fleißig die Vorlesungen und Übungen. Da Studenten aus ganz Österreich in Wien zusammengekommen waren, war der Andrang bei manchen Veranstaltungen groß. Nach Wochen und Monaten erzwungener Untätigkeit war es jetzt für mich wohltuend, wieder richtig studieren zu können, ja — zu dürfen! In meinen Fächern wirkten damals in Wien bekanntlich hervorragende Gelehrte. Besonders fesselte mich die Vorlesung des Professors Carl von Kraus „Die Nibelungen in alter Sage und Dichtung“, da sie mir eindringlich das Wesen mittelalterlicher Dichtung vor Augen führte. Von grundlegender Bedeutung für mich war auch die Vorlesung Professor Oswald Redlichs über „Historische Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit“ oder die Vorlesung von Professor Alphons Dopsch „Einführung in die Sozial- und Wirtschaftsge-

schichte“, schließlich die von Professor August Fournier „Geschichte Europas in der Zeit der Kongresse 1814—1823“. Weitere Vorlesungen und Übungen besuchte ich bei den Professoren Oberhammer, Brecht, Höfler und Kretschmayr. Die Ernte brachte ich in Form von Kolloquienzeugnissen herein. Inzwischen war aber auch mein sechstes Studiensemester wie im Fluge abgelaufen.

Die immer schwieriger werdende Versorgung mit Lebensmitteln in Wien legte mir und meinen Angehörigen die Frage vor, wie es so weitergehen solle. Meine Mutter und mein Bruder hofften, daß ihnen mit der Änderung der Kriegslage die Rückkehr in die Bukowina möglich sein werde. Diese Hoffnung gab ihnen die Kraft durchzuhalten. Für mich bestand diese Hoffnung nicht, denn mich bedrückte das Gerücht, daß die Czernowitzer Universität nach dem Westen verlegt werden solle. Ich wollte mir aber jetzt eine feste Grundlage für meine Zukunft aufbauen. Während ich so schwankte, erfuhr ich, daß meinem ehemaligen akademischen Lehrer, Professor R. F. Kaindl, mit Beginn des Wintersemesters 1915/16 die Lehrkanzel für österreichische Geschichte an der Universität in Graz übertragen worden sei. Als ich Professor Kaindl dazu beglückwünschte, legte mir dieser nahe, mein Studium in Graz fortzusetzen. Meine Mutter willigte ein, und trotzdem ich bereits in Wien die Vorlesungen für mein siebentes Semester belegt hatte, brach ich sofort nach Graz auf. Am 29. November 1915 inskribierte ich an der Universität. Ich hatte das besondere Glück, auch an der dritten Universität hervorragende Gelehrte zu meinen Lehrern zu haben. Da ihre Namen dem Fachmann ohnehin bekannt sind, zähle ich sie hier nicht auf. Sie weilen alle nicht mehr unter den Lebenden, ich gedenke ihrer dankbarst.

Es erwies sich bald, daß mein Entschluß zum Ortswechsel richtig war, denn abgesehen davon, daß die Lebenshaltung in Graz damals günstiger war, bestand zwischen Professoren und Hörern an der kleineren Universität ein engerer Kontakt, der der Ausbildung der Studenten sehr förderlich war. Allerdings mußte ich auch damit rechnen, jeden Augenblick zum Kriegsdienst eingezogen zu werden. Aber das machte mir nichts aus, denn ich empfand es ohnehin als unangenehm, noch immer im Hinterland zu sein, während die Mehrzahl der Studenten bereits an der Front stand. Es war aber für mich von Vorteil, daß ich mein Studium mit dem achten Studiensemester abschließen konnte und das Absolutorium erhielt. Ich reichte noch um die Zuteilung der Themen für die Hausarbeiten zur Lehramtsprüfung ein und erhielt sie auch, wurde aber bei einer neuerlichen Musterung für den Militärdienst „behalten“. Ich nahm das eigentlich freundlich auf, zumal ich doch bereits einen formellen Abschluß meines Hochschulstudiums mit acht Semestern erreicht hatte. Die mir zuge-

teilten Hausarbeitenthemen waren auch zu meiner Zufriedenheit ausgefallen.

Mein bisher einjähriger Aufenthalt in Graz hatte mich so sehr mit Land und Leuten, insbesondere aber mit meinen Studienkollegen und -kolleginnen verbunden, daß ich entschlossen war, meinen Kriegsdienst in einem steirischen Regiment abzuleisten. Ich fand auch beim Grazer 3. Landwehrregiment, später Schützenregiment Nr. 3 benannt, Aufnahme (28. August 1916). Zunächst mußte ich eine Rekrutenausbildung mitmachen. So kam ich in die Einjährig-Freiwilligenschule nach Windisch-Feistritz bei Marburg a. D., wo die „Einjährigen“ des 3. Korps ausgebildet wurden. Im Frühling 1917, noch lag überall Schnee, wurde ich in die Offiziersschule Mürrzuschlag überstellt. Es war eine schöne, sorglose Zeit, erfüllt von überquellender Jugendlust und echtem Kameradschaftsgeist. Die sonst übliche Rekrutenschleiferei gab es dort nicht, wir wurden übrigens hauptsächlich von Offizieren ausgebildet. Meine Offiziersprüfung in Graz fiel gut aus, ich erinnere mich noch sehr gut daran. Meine Aufgabe war, eine Überquerung der Mur unterhalb von Graz durch einen „Feind“ zu verhindern, was mir zur Zufriedenheit der Prüfungskommission „gelang“. Der erste „Stern“ am Kragen war der Lohn, ich wurde zum „Einjährig-Freiwilligen-Titular-Gefreiten“ ernannt. Am 19. März 1917 ging ich mit einem Marschbataillon meines Regiments an die Front ab. Zunächst kamen wir in die Etappe zur weiteren militärischen Ausbildung, und zwar ins Nonsberg nach Südtirol. In einem Flecken bei Cles war meine Kompanie untergebracht. Als wir dort eintrafen, lag noch hoher Schnee, in wenigen Tagen war er geschwunden, und fast über Nacht entfaltete die Natur eine herrliche Blütenpracht. Südtirol im Frühling, wer kennt es nicht! Die militärische Ausbildung an sich war dort nicht anstrengend, wohl aber die ausgedehnten Gewaltmärsche, die der Abhärtung der Rekruten dienten. Ich betrachte meinen Militärdienst im Krieg als eine Ferienreise, denn als Geograph empfand ich es dankbar, daß ich so viele neue Gegenden kennenlernen konnte. Diese Auffassung behielt ich auch später, als mich tödliche Gefahren umgaben, und gewann dadurch eine gewisse Selbstsicherheit („Mir kann nichts geschehen!“). Meine Ausbildung in Nonsberg fand schließlich durch einen „Sturmkurs“ in Levico im Val Sugana ihren Abschluß.⁹ Ich brach diesen vorzeitig ab, indem ich um Entlassung zu meinem Frontregiment bat. Dieses stand damals im Gebiet des Monte (= Mte.) Zebio in den Sieben Gemeinden. Der damalige Stand-

⁹ Gedächtnislücken in meiner Erinnerung habe ich auf Grund der folgenden ausgezeichneten Regimentsgeschichte ergänzt: „Das Schützenregiment Nr. 3 im Weltkriege 1914—1918“, 2 Bde., Graz o. J.

ort des Regiments war das Ergebnis der österreichisch-ungarischen Mai-offensive in Südtirol des Jahres 1916. Es ist mir nicht mehr in Erinnerung, ob ich vor oder nach den großen Abwehrkämpfen vom 8. bis 9. und 18. bis 19. Juni 1917 dort eingetroffen bin. Wahrscheinlich nachher, denn ich empfand meinen dortigen Aufenthalt meiner Erinnerung nach durchaus friedlich. Die vorderen Stellungen des Regiments verliefen in völlig zerbombten Waldungen und waren sehr gut ausgebaut. Weiter hinten war der Wald noch erhalten und wies manchen idyllischen Flecken auf. In der Regimentsdoline war eine kleine Kapelle erbaut, in der Feldgottesdienste abgehalten wurden. In pietätvoller Weise war an einer geschützten Stelle der Heldenfriedhof des Regiments angelegt. Die Ruhe, die in friedlichen Zeiten dort herrschte, nahm dem Sterben den Schrecken. Das Regimentskommando hatte übrigens in dem dem Mte. Zebio vorgelagerten Galmarara-Tal eine Blockhütte als Soldatenerholungsheim erbauen lassen. Als Einjährig-Freiwilliger-Gefreiter hatte ich nicht „Posten zu brennen“, sondern nur „aufzuziehen“ und zu überwachen. Ebenso führte ich die Aufsicht bei Material- und Provianttransporten. So lernte ich auch die weitere Umgebung der Frontlinie kennen.

Eines Tages kam das Gerücht auf, daß das Regiment zur Teilnahme an einer ganz großen Unternehmung ausersehen sei, und verschiedene Anzeichen bestätigten das. Es war die Herbstoffensive 1917 gegen Italien geplant, die dann zum strategischen Durchbruch der Isonzofront bei Flitsch (12. Isonzoschlacht) führte. Doch bevor es dazu kam, hatte das 3. Bataillon, dem ich in der 9. Feldkompanie angehörte, noch einen Sonderauftrag auszuführen, es wurde vorübergehend in den Fassaner Alpen im Val Piano eingesetzt. Am 28. September 1917 verließ das Regiment mit dem 1. und 2. Bataillon den Mte. Zebio und wurde nach Villach und dann in den Raum von Tarvis abtransportiert. Am 10. Oktober wurden die beiden Bataillone vom Divisionär Generalmajor R. Müller inspiziert, wobei auf das geplante große Unternehmen nur ganz allgemein hingewiesen wurde. Auf Grund einer Vereinbarung zwischen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Obersten Heeresleitung wurde eine Armee (die „14. deutsche“) unter dem Oberkommando des deutschen Generals Otto von Below, dem der österreichische General der Infanterie Alfred Krauß beigeordnet war, aufgestellt, die acht österreichisch-ungarische und sieben deutsche Infanteriedivisionen umfaßte. Ihre Aufgabe war, im Raum Flitsch-Tolmein die italienische Front zu durchbrechen und dann weiter vorzustoßen. Den gesamten Oberbefehl führte Feldmarschall Erzherzog Eugen.

Am 17. Oktober traf auch das 3. Bataillon nach Erfüllung seines Sonderauftrags im Angriffsraum, und zwar in Tarvis, ein. Am 21. Oktober

wurde dem Regiment die Angriffsdisposition mitgeteilt, und am 23. Oktober waren alle Vorbereitungen an diesem Frontabschnitt beendet. Die 22. Schützendivision, der wir angehörten und die aus steirischen und Tiroler Schützenregimentern bestand, hatte die Aufgabe, alle drei feindlichen Stellungen im Flitscher Becken zu durchbrechen, in einem Vorstoß über Saga vorzudringen und im ununterbrochenen, Tag und Nacht währenden Angriff den Stol-Rücken zu besetzen. Am 23., abends, bezogen die Bataillone ihre Gefechtsräume, und vor Mitternacht war die Gruppierung vollzogen. Mein Bataillon bildete die Regimentsreserve hinter der Mitte des Regiments. Am 24. Oktober brach ein Tag von geschichtlicher Bedeutung an. Um 2 Uhr morgens setzte die Artillerievorbereitung ein, die sich bis zu einem orkanartigen Vernichtungsfeuer steigerte. Um Punkt 9 Uhr brach das Artilleriefeuer ab, und der Infanterieangriff begann. In der ersten Angriffslinie drang unser Schwesterregiment, das Marburger Schützenregiment Nr. 26, vor. Der Gegner wehrte sich hartnäckig, und unser Vordringen vollzog sich sehr schwierig. Aber schließlich fiel auch die dritte feindliche Stellung. Der Durchbruch war gelungen. War er in erster Linie das Werk des Schützenregiments Nr. 26, so fiel die nicht minder schwierige Fortsetzung jetzt den Dreierschützen und der 98. Kaiserschützenbrigade zu. Die Sechszwanziger kamen jetzt ins zweite Treffen. Den Steirer- und Tiroler-Regimentern der 22. Schützendivision ist es zu danken, daß der Durchbruch durch die italienische Front in kaum zwei Tagen gelang. Auch an der übrigen Front waren die erstrebten Ziele erreicht. Denn inzwischen hatte auch die Hauptkraft der 14. Armee ganze Arbeit geleistet und Cividale und Udine und damit den Süden der Front erobert. Der italienische Oberkommandierende General Cadorna gab unter diesen Umständen den weiteren Widerstand östlich des Tagliamento auf und ordnete den allgemeinen Rückzug an. Da die Italiener die über den Tagliamento führenden Brücken sprengten und beim hohen Wasserstand des Flusses weder der Übergang über eine Furt noch die Anlegung einer Notbrücke möglich schien, stand man jetzt vor einer schier unüberwindlichen Schwierigkeit, zumal dem Feind keine Zeit zu einer planmäßigen Verteidigung des Flußlaufs gelassen werden sollte. Da lieferte ein bosnisches Regiment unter dem Feuerschutz unserer Artillerie ein Bravourstück, indem seine Mannschaft in den Abendstunden des 2. November das unglaubliche Werk vollbrachte und mit Leitern die gesprengten Brückenköpfe und die restlichen Teile einer gesprengten Brücke erklimmte, einen Notsteg errichtete und den Gegner aus der Brückenschanze warf, so daß ein Überschreiten des Flusses bei großer Vorsicht möglich war. Nach dem Rückzug des Feindes konnten auch noch weitere Brücken instand gesetzt werden. Als aber unser Regiment am 4. November den Tagliamento über

den von den Bosniaken errichteten Notsteg überschreiten sollte, war dieser eingestürzt. Während das Regiment in der Nähe lagerte und die Wiederinstandsetzung des Notstegs abwartete, erschienen sechs feindliche Flieger, die auf unser Lager ihre Bomben abwarfen. Aber zum Glück fielen die meisten ins Wasser, und die übrigen richteten keinen Schaden an. Als der Notsteg am nächsten Tag fertiggestellt war, konnte unser Übergang erfolgen. Der Weitermarsch ging nur langsam vor sich, weil wir wieder in gebirgiges Gelände gelangten und der Widerstand des Feindes sich versteifte.

Als wir aber wieder in die Ebene gelangten und ein Teil des italienischen Heeres Hals über Kopf floh, rückten wir so rasch vor, daß man von Gewaltmärschen sprechen konnte, die das Äußerste an Kraft von der Fußtruppe forderten, und dabei gab es mitunter heftige Scharmützel. Viele Gefangene und viel Kriegsmaterial fielen dem Sieger in die Hände. Dadurch, daß es den Österreichern gelang, die Sprengung einiger über die Piave führender Brücken zu verhindern, vollzog sich der Übergang über diesen Fluß für uns sehr viel leichter. An diesen Kämpfen nahmen auch die österreichische Edelweiß-Division und ein württembergisches Gebirgsbataillon teil. Bald war die schöne große Stadt Belluno erreicht. Unser 2. Bataillon, das als erster Truppenkörper dort einzog, wurde auf dem Hauptplatz vom Bürgermeister und dem Stadtrat empfangen und dem Kommandanten die schöne Stadt mit der Bitte um Schonung übergeben.

Um diese Zeit erreichte auch die südlich von uns operierende Hauptkraft der 14. Armee das Ostufer der hochwasserführenden Piave, fand aber die Brücken gesprengt. Die Italiener sammelten sich in der bereits im Frühjahr 1917 planvoll ausgebauten Piave-Verteidigung, die durch das Grappa-Massiv, das uns noch viel zu schaffen machen sollte, gedeckt war. Es sollte unser Schicksal werden. Damals wurde der italienische Kampfwille neu belebt, gefördert durch die Entente-Hilfe: Sieben französische und fünf britische Divisionen kamen den Italienern zu Hilfe, und riesige Mengen von Kriegsmaterial wurden dem bedrängten Verbündeten geliefert. Außerdem fand an der Spitze der italienischen Heeresleitung ein Wechsel statt.

Inzwischen erreichte unser Regiment, ständig gegen den heftigen Widerstand des Gegners ankämpfend, am 13. November 1917 den wichtigen Straßenknotenpunkt Feltre. Alles hoffte, daß auf die Tage anstrengender Märsche jetzt eine Zeit der Ruhe und Rast folgen werde, aber es kam anders, nämlich eine Reihe schwerer und blutiger Kämpfe um das Grappa-Massiv. Der Anfang war die ungemein schwierige Erstürmung des Mte. Roncone, Col di Baio, Mte. Cismon und Mte. Fredina, sie gehören alle dem Grappa-Massiv an. Allgemein machte sich bei uns nach den vor-

ausgegangenen Strapazen eine große Erschöpfung bemerkbar, und die bei der fortgeschrittenen Jahreszeit hereingebrochene Kälte verschärfte noch die Lage. Groß waren die Lücken, die vor allem die letzten Kämpfe in unsere Reihen gerissen hatten. Aber es sollte noch ärger kommen. Die folgende Eroberung des Mte. Prassolan war für uns überaus verlustreich, trotzdem erhoffte man die Gewinnung des südlich vom Prassolan gelegenen Mte. Pertica durch die Dreierschützen noch für den 16. November. Aber das war eine trügerische Hoffnung, denn die letzten Kämpfe waren überaus verlustreich gewesen, die Stände der Kompanien waren von 140 Mann auf 80 gesunken. Es fehlte an Munition und Handgranaten, und die Artillerieunterstützung war ganz unzureichend. Dabei war die Leistungsfähigkeit der Truppe an die Mindestgrenze gelangt. Trotzdem wurde auf höhere Weisung am ursprünglichen Plan der Eroberung des Pertica festgehalten. Die Italiener hatten inzwischen ihre Stellungen zu einer zusammenhängenden Widerstandslinie ausgebaut. Überhaupt war die Zähigkeit ihres Widerstands gewachsen. Wir standen jetzt Tag und Nacht ununterbrochen im Kampf. Die Temperatur von 4 Grad Kälte verhinderte trotz aller Müdigkeit einen ausreichenden Schlaf. Der Feind hielt, von unserer Artillerie kaum belästigt, unsere Stellungen ständig unter Geschützfeuer. Trotzdem wurde auf unserer Seite alles versucht, die Munition zu ergänzen, Verpflegung heranzubringen und die Vorbereitungen für einen Angriff zu treffen. Aber die vom Regiment dringend angeforderten Stahlhelme, Drahtscheren und Handgranaten waren aus Mangel an Vorräten nicht zu bekommen. Den Hauptstoß auf den Mte. Pertica hatte unser Regiment auszuführen. Meine Kompanie, die 9. Feldkompanie, bildete den rechten Flügel der Angreifenden. Vom Feuer unserer Artillerie unterstützt, gelang der Anstieg zum Grat des Berges. Schon sahen wir im Schein des aus den Wolken hervortretenden Mondes die ersten feindlichen Drahthindernisse, da setzte ein vernichtendes feindliches Feuer aller Waffengattungen ein, es war buchstäblich die Hölle los. Der schmale Grat des Berges gestattete keine Ausbreitung der eigenen Schwarmlinien und bot auch keinen Schutz vor dem wütenden Feuer. Jeder der Angreifer versuchte, so gut es ging, sich möglichst eng an den Boden zu pressen. Bald waren die Handgranaten verworfen, und die Maschinengewehre hatten keine Munition. Die feindlichen Hindernisse waren weder zu beseitigen noch zu umgehen. Gegen Morgen ließ das feindliche Feuer nach. Zehn Stunden lang war das angreifende Bataillon bereits im furchtbaren Feuer gestanden, und seit mehr als zwei Tagen war es ohne Verpflegung. Die Feuerpause wurde von uns dazu benützt, die Reserven umzugruppieren und die heißersehnte Munition vorzubringen. Vom Regimentskommando wurde auch eine entsprechende Artillerieunterstützung angefor-

dert. Aber unsere schweren Mörser schossen entweder zu kurz oder in die eigenen Reihen, so daß die Einstellung des Feuers verlangt wurde. Am frühen Vormittag unternahm der Gegner verschiedene Vorstöße gegen unsere Linie, die von uns trotz allem unerschütterlich gehalten wurde. Endlich wurde das völlig erschöpfte Bataillon, nachdem es durch fast 70 Stunden hungernd und frierend im schwersten Kampf gestanden war, abgelöst. Die übrigen Bataillone des Regiments setzten, von den Nachbar-einheiten unterstützt, den Kampf fort. Als am 22. November ein strahlender Morgen anbrach, eröffnete unsere Artillerie wieder das Feuer, und diesmal erfolgreich. Es gelang unseren Abteilungen, in die feindlichen Stellungen einzudringen, sie aufzurollen und mehrere hundert Gefangene zu machen. Der Sieg war unser. Acht gegnerische Kompanien hatten den wohlbefestigten Berg mit drei Maschinengewehrabteilungen verteidigt, fünf Kompanien Dreierschützen hatten ihn sozusagen mit bloßen Händen nach einem fast aussichtslosen Beginn erobert. Aber es gelang im weiteren Kampf nicht, den Mte. Grappa einzunehmen. An seinem Fuß fand unsere große Offensive ihr Ende. Am Nachmittag des 23. November sah sich das Regimentskommando der Dreierschützen gezwungen, um Ablösung des todmatten Regiments zu bitten. Es bedurfte dringend einer Erholungspause. Seine Bestände waren so gelichtet, daß es vorübergehend in zwei Bataillone formiert wurde. In der Stille der Nacht verließ das Regiment die blutige Walstatt und bezog im Stizzonetal westlich von Feltre Quartiere. Es verblieb dort bis zum 4. Dezember. Vorher, am 26. November, traf Kaiser Karl zur Besichtigung der Truppe ein. Er sprach dem Regimentskommandanten Oberst von Tenner die Anerkennung für die besonderen Leistungen des Regiments aus und dekorierte Offiziere und Mannschaften. Da dem Regiment in Rasai bei Feltre kein geeigneter Übungsplatz zur Verfügung stand, wurde dieses am 4. Dezember nach Sedico und Pojan verlegt, wo es die Zeit bis Weihnachten hauptsächlich mit Übungen im Gelände verbrachte. Nach den übermenschlichen Anstrengungen der letzten Kämpfe war die Entspannung wohltuend. Erst jetzt wurde ich mir der Gefahren bewußt, in denen wir uns befunden hatten. Im Regimentskommandobefehl vom 24. Dezember 1917 wurde unter anderem verlautbart, daß ich für meine Haltung auf dem Mte. Pertica mit der silbernen Tapferkeitsmedaille 2. Klasse ausgezeichnet worden sei. Es war für mich ein schönes Weihnachtsgeschenk, zumal ich es allein schon als Glücksfall empfand, in den schweren, verlustreichen Kämpfen, die hinter uns lagen, unversehrt geblieben zu sein. Da ich die vorgeschriebene Frontdienstzeit erreicht hatte, wurde mir überdies am 31. Dezember das Karl-Truppenkreuz verliehen, ich wurde zum Einjährig-Freiwilligen-Titularkorporal befördert und bald darauf zum Fähnrich der Reserve.

Der erste Weihnachtstag 1917 brachte meinem Regiment eine Überraschung sonderbarer Art, es erhielt nämlich den Befehl, sofort die Stellungen am Steilabhang des Col del Orso im Grappa-Massiv zu beziehen. Den Zugang zu unseren neuen Kampflinien bildete das langgestreckte Stizzonetal. Da der Ausbau von zusammenhängenden Stellungen an den dortigen Steilhängen nicht möglich war, mußten an Feldvorsprüngen starke Feldwachen, welche sich vogelnestartig an die Steilhänge anschmiegen, errichtet werden. Für den Bau von Unterkünften war direkt in der Kampflinie kein Platz. Deshalb mußte man sich trotz der winterlichen Kälte mit Schlupflöchern in Felsspalten, die mit Zeltblättern bedeckt waren, begnügen. Die schmalen Steige zwischen den einzelnen Stellungsabschnitten konnten kaum als Saumwege angesprochen werden, sie waren übrigens wie fast das ganze Tal vom Feind eingesehen und standen fast ständig unter gegnerischem Feuer. Dabei lagen die feindlichen Stellungen höher als die unsrigen, die in Gefahr waren, überrannt zu werden. Das erforderte besondere Wachsamkeit auf unserer Seite. Die war auch bei der Benützung der schmalen Steige geboten. Kriegsmaterial und Verpflegung mußten zur Kampflinie von der Talsohle aus durch die Schützen getragen werden. Die Anlieferung durch das Tal mit Tragtieren konnte, weil dieses vom Feind eingesehen war, nur bei Nacht oder trübem Wetter ausgeführt werden. Der ganze Kampfabschnitt war — wie bereits hervorgehoben — in Stützpunkte eingeteilt, die sich hinter der eigentlichen Kampflinie fächerartig ausbreiteten und auch Reserven umfaßten. Die Hauptreserve lag in einem Nebental, dem Val Grande. Zwischen den einzelnen Stützpunkten stellten Telefon und Ordonnanzen die Verbindung her. Ein Alarm löste den ganzen Apparat aus. Niedergehende Lawinen richteten oft Schäden an, deren Behebung stets unter Lebensgefahr erfolgte. Innerhalb des Regiments wechselten die Bataillone alle zehn Tage ihre Verwendung. Da die Auswechslung der Besatzung der Kampflinie in jeder Hinsicht sehr gefahrvoll war, wurde diese nur bei Nacht und alle paar Tage vorgenommen. Als Fähnrich und Zugskommandant in der 9. Kompanie hatte ich wiederholt den Auftrag, mit meinem Zug die Feldwache direkt unter dem Gipfel des Col del Orso zu beziehen. Die nächtlichen Truppenbewegungen und Transporte wurden vom Gegner, der das beobachten konnte, mit Geschützfeuer belegt. Da man die Abschüsse der Geschütze, die in einiger Entfernung eingebaut waren, vernehmen konnte, vermochte die jeweils im Stizzonetal vor- oder rückmarschierende Plänkerkette rechtzeitig in Deckung zu gehen und kam oft ohne Schaden davon. Schlimmer war es, wenn es Verwundete gab, da dies Verwirrung bei der Mannschaft und den Tragtieren (Mauleseln) stiftete. Die Verwendung von Tragtieren war im Hochgebirge unentbehrlich, zumal viele Lasten

befördert werden mußten. Tragtiere sind aber bekanntlich sehr störrisch, gereizt, können die Kolonnen in größte Unordnung bringen und ein ganzes Unternehmen gefährden. Deshalb war es außerordentlich schwierig, einen Zug zu einer bestimmten Feldwache zu bringen oder ihn dort abzulösen. Die Gefahr war groß, daß sich die Mannschaft in der Verwirrung verläuft und die anbefohlene Aufgabe nicht ausgeführt werden kann. Es war mein Stolz, daß ich meine Mannschaft möglichst geschlossen und ohne Verluste ans Ziel bringen konnte. Ich erreichte das teils durch Güte, teils mit Strenge, je nach der Situation, in jedem Fall mit Umsicht. Weder hatte ich während meiner Militärzeit Freude am Krieg noch am Soldaten-Spielen, aber ich war mir der großen Verantwortung bewußt, die ich für meine Kameraden und schließlich auch für mich selbst zu tragen hatte. Das verlieh mir eine gewisse Selbstsicherheit und Ruhe. Damals wurde ich richtig zum Mann, und die Eigenschaften, die ich damals erwarb, haben mir im späteren Leben weitergeholfen.

Es verging der Winter, und die Märzsonne schmolz den Schnee. Schwand mit dem Winter auch manche Mühsal, so blieben andere weiter bestehen. Denn es mangelte bereits an allem, an Ausrüstung, Verpflegung und jeglicher Hygiene. Stürzte irgendwo ein Tragtier ab und mußte notgeschlachtet werden, dann diente es der Kampftruppe als willkommene Menagezubeße. Die Bekleidung der Soldaten bestand größtenteils aus notdürftig zusammengeflickten Monturresten und zerrissenem Schuhwerk. Das Elend in der Heimat war der Fronttruppe bekannt, denn zur Front einrückende Urlauber überbrachten die Hiobsbotschaft. Auch der moralische Verfall des Hinterlandes mit allen schlimmen Entartungen blieb uns nicht verborgen. Trotzdem dachte niemand unter den Steirern an der Front an Verrat.

Als von Waffenerfolgen des deutschen Verbündeten an der Westfront berichtet wurde, erwog unser Armeekommando eine Unternehmung, die eine Entlastung in der damals stark angespannten Kriegslage bringen sollte. So entstand ein neuer Offensivplan. Aus dem Raum Tonale-Paß sollte ein kräftiger Offensivstoß in Richtung Edolo-Brescia geführt werden, während gleichzeitig die Piave am Unterlauf überschritten werden sollte und unsere zwischen diesen beiden Zangenarmen liegende Hochgebirgsfront den Feind so beschäftigen sollte, daß er unsere Absichten nicht merkt. Für dieses Unternehmen wurden die bewährtesten Truppen bereitgestellt, darunter auch die 22. Schützendivision, in deren Verband ja auch die Dreierschützen standen und die sich in den Kämpfen zwischen Flitsch und Pertica so außerordentlich bewährt hatte.

Am 12. April 1918 erhielt die 22. Schützendivision den Befehl, in den Raum um Bozen abzugehen. Südlich von Bozen breitete sich nämlich im

Etschtal ein großes Barackenlager aus, das für erholungsbedürftige Truppen bestimmt war. Dort sollte sich das Schützenregiment Nr. 3 retablieren und neu ausrüsten. Doch durch Verrat wurde den Italienern der Offensivplan schon früh bekannt, und sie versuchten, noch vor dem Eintreffen der 22. Schützendivision, die militärische Lage am Tonale zu ihrem Vorteil zu gestalten. Das Schützenregiment Nr. 3 erhielt den Befehl, die Verschiebung in den Raum Tonale staffelweise bei Nacht durchzuführen. Für den 15. Juni 3 Uhr wurde der gleichzeitige Angriff an der Piave und am Tonale-Paß anbefohlen. Die 22. Schützendivision hatte am Tonale die feindlichen Stellungen zu durchbrechen und den Feind möglichst weit zurückzuwerfen. Die 43. Schützenbrigade bekam den Raum beiderseits der Tonalestraße für den Angriff zugewiesen, und zwar das Schützenregiment Nr. 3 rechts und das Schützenregiment Nr. 26 links von derselben. Die bereits in Stellung befindliche Division vor uns hatte nach Beendigung der Artillervorbereitung den Angriff vorzutragen und sollte dabei von den nachrückenden neu eingesetzten Regimentern unterstützt werden.

Während der Retablierung meines Regiments im Raum Bozen hatte ich nach vierzehnmonatiger ununterbrochener Frontdienstleistung meinen Fronturlaub in Wien und Graz verbracht. Bei meiner Rückkehr zum Regiment erfuhr ich, daß ich dem Kommando der 43. Schützenbrigade als Verbindungsoffizier zugeteilt worden sei. Tatsächlich erhielt ich kurz vor dem Einsetzen der Offensive den Auftrag, mit dem Kommando des nächsten vor uns in Stellung befindlichen Regiments Verbindung aufzunehmen, um das planmäßige Zusammenwirken der Angreifer sicherzustellen. Ich machte mich in Begleitung von zwei Meldern auf den mühsamen und nicht ungefährlichen Weg. Beim Regimentskommando vor uns eingetroffen, erstattete ich Meldung, wurde aber von den anwesenden Offizieren des tschechischen Regiments mit Spott und Hohn aufgenommen. Ich ließ mich aber nicht abschrecken und versuchte immer wieder, meinem Auftrag Geltung zu verschaffen, aber vergeblich. Nachdem ich schon vorher meine beiden Melder in angemessenem Zeitabstand mit Meldungen ans Brigadekommando abgeschickt hatte, schlug ich mich selbst zu diesem durch. Es war jetzt ganz klar, daß unser Offensivunternehmen dem Feind verraten worden war und dieser rechtzeitig alle nur möglichen Abwehrmaßnahmen getroffen hatte. Als am 15. Juni nach entsprechender Artillervorbereitung unsere Infanterie zum Angriff schritt, setzte der Feind mit einer vernichtenden Abwehr ein. Während die feindliche Artillerie Sperrfeuer hinter die österreichischen Linien legte und so jedes Nachziehen von Reserven unmöglich machte, mähte die feindliche Infanterie mit allen möglichen Schußwaffen den Großteil unserer Leute nieder. Die

Offensive mußte von uns abrupt eingestellt werden. Jetzt wurde die 43. Schützenbrigade als Armeereserve zurückgezogen und nach Trient verlegt, wo sie am 19. Juni 1918 eintraf. Aber die Änderung des Kriegsplans der Verbündeten hatte zur Folge, daß die 22. Schützendivision dennoch wieder am Tonale-Paß eingesetzt wurde. Denn es hatte sich gezeigt, daß die Ententetruppen eine große Offensive gegen die durch die Frühjahrsoffensive geschwächte deutsche Westfront planten, und daher hatte die deutsche Oberste Heeresleitung das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando um die Beistellung von Truppen und Artillerie für die Westfront ersucht, welchem Ersuchen auch entsprochen wurde. Das zwang aber unser Armeeoberkommando zu Truppeneinsparungen durch Truppenzusammenziehungen und -verlegungen. Dadurch ergab sich auch die Notwendigkeit, der 22. Schützendivision, die mit dem Hochgebirgskrieg vertraut war, die Verteidigung des wichtigen Tonaleabschnitts zu übertragen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli 1918 bezog daher das Schützenregiment Nr. 3 die ihm zugewiesene Stellung nördlich vom Tonale-Paß. Bis Ende Mai hatte an diesem fast 3000 m hohen Kampfabschnitt Ruhe geherrscht, aber mit Beginn der Schneeschmelze war auch hier der Kampf neu entbrannt. Bei der Wichtigkeit dieses Frontabschnitts waren beide Seiten bemüht, alle Vorkehrungen für die zu erwartenden Kämpfe zu treffen. Die Dreierschützen bauten das ganze Stellungssystem zweckmäßig aus. Merkwürdig für diesen Frontabschnitt war die Errichtung kleiner, gegen Feindessicht und Waffeneinwirkung geschützter Stützpunkte, „Lager“ genannt, die an den Standpunkten der Abschnittskommandos lagen und mit den Bataillonskommandos identisch waren.

Da mir meine Verwendung als Verbindungsoffizier beim Brigadekommando nicht behagte, bat ich um meine Rückstellung an das Regiment, der auch entsprochen wurde. Ich wurde organisatorisch meiner Stammkompanie, der neunten, zugewiesen, aber dem Kommando des 3. Bataillons als Telefonoffizier zugeteilt. Mein Dienst war leicht, weil mir eine ausgezeichnet ausgebildete und gut geschulte Telefonabteilung zur Verfügung stand, die sich bei den folgenden schweren Kämpfen sehr bewährte. Ich selbst wurde zur Einführung in die neuesten Formen der Nachrichtenübermittlung zum Besuch eines Kurses in Trient abgeordnet, bei dem ich auch Gelegenheit hatte, mit einem Heeresflugzeug aufzusteigen. Die Sitze im Flugzeug waren ungedeckt, und der durch den Flug erzeugte Luftzug blies mir ordentlich um die Ohren.

Zum Bataillon zurückgekehrt, erlebte ich wieder einen der feindlichen massierten Angriffe. Am 13. August, früher als allgemein angenommen, brach er los, und zwar nicht nur an unserem Abschnitt, sondern

an der ganzen Tonale-Front. Bei dem mörderischen Vernichtungsfeuer verwendeten die Italiener auch Gasgranaten und richteten beträchtliche Schäden an unseren Stellungen an. Unter Verwendung künstlichen Nebels drangen sie sogar in unsere Linien ein und besetzten wichtige Punkte, nur mit äußerster Anstrengung konnten sie wieder zurückgeworfen werden. Unvergeßlich ist mir eine Episode des Kampfes. Als während des Trommelfeuers das Bataillonskommando seine geräumige Kaverne aufsuchte, spielte ein Streichquartett des Kommandos mit dem Bataillonskommandanten Hauptmann Unger als Mittelpunkt kurze Zeit auf. Es war beim Krachen der einschlagenden Granaten kein Kunstgenuß, aber ein Zeichen ungebrochenen Lebenswillens, der durch nichts erschüttert werden konnte. Während der Feuerpausen waren meine braven Telefonisten eifrig dabei, die zerstörten Telefonleitungen wieder instand zu setzen. Da der Gegner immer wieder versuchte, unsere Stellungen zu durchbrechen, und uns keine Reserven zur Verfügung standen, sah sich das Regimentskommando gezwungen, Verstärkung von fremden Truppenkörpern anzufordern. Als schließlich am Abend des 15. August der Kampf abflaute, konnte sich das Regiment zwar rühmen, seinen früheren Heldentaten eine neue hinzugefügt zu haben, aber der Preis dafür war sehr hoch, denn es waren in diesem Kampf 44 Tote und 68 Verwundete zu beklagen. Bei der folgenden Dekorierung erhielt ich die Bronzene Tapferkeitsmedaille, und bald darauf wurde ich zum Leutnant der Reserve befördert. In Anbetracht meiner langen Frontdienstzeit und der vielen harten Kämpfe, die ich hinter mir hatte, beschloß ich, von dem den Studenten zustehenden Vorrecht Gebrauch zu machen und um einen mehrmonatigen Studienurlaub anzusuchen. Wie berechtigt mein Ansuchen war, bewies seine umgehende Erfüllung. Auf der Fahrt in die Heimat kam mir erst voll zu Bewußtsein, daß die Gesamtfront bereits in Auflösung war, ja — das gesamte Staatsgefüge. Meine vom Regimentskommando großzügig bewilligte Beurlaubung hatte aber eine von mir nicht beabsichtigte Nebenwirkung, denn sie ersparte mir die italienische Kriegsgefangenschaft, in die meine Kameraden vom Regiment infolge der widersprechenden Auslegung des Waffenstillstandsabkommens gerieten. So erlebte ich das Ende der Donaumonarchie. Was noch folgte, waren ihre letzten Todeszuckungen.

Wenden wir aber unsere Aufmerksamkeit noch einmal meiner Geburtsheimat Bukowina zu, der ja diese Blätter gewidmet sind! Eigenartig wie so vieles in diesem Kronland war dort auch das Ende der österreichischen Herrschaft. Zu einer Zeit, da in den Kronländern mit starker slawischer Bevölkerung nationaler Radikalismus bereits jede Verbindung zur Monarchie abgebrochen hatte und in den deutschen Kronländern die

¹⁰ Dargestellt in: Mayer-Kaindl-Pirchegger-Klein, *Geschichte und Kulturleben Österreichs*, 3. Bd. (1792–1955), Wien–Stuttgart 1965, S. 343 ff.

30